



RASSISMUS:

EINE DEFINITION FÜR DIE ALLTAGSPRAXIS

Maureen Maisha Auma

IMPRESSUM

Herausgeber



Regionale Arbeitsstellen für Bildung, Integration und Demokratie (RAA) e.V.

Boyenstraße 41, 10115 Berlin

T +49 30 240 45 - 100, F +49 30 240 45 - 509, info@raa-berlin.de

V.i.S.d.P.

Dr. Andrés Nader

Redaktion:

Dr. Andrés Nader (RAA Berlin)

Autorin:

Prof. Dr. Maureen Maisha Auma ist Professorin für Kindheit und Differenz an der Hochschule Magdeburg-Stendal am Standort Stendal. Sie ist seit 2014 Gastprofessorin für das Fachgebiet „Gender/Diversity Studies und Erziehungswissenschaften“ an der Humboldt-Universität zu Berlin.

Lektorat:

Nicola Lauré al-Samarai

Gestaltung:

Studio Kleinod

Erscheinungsjahr:

2018

Anmerkung:

Die Veröffentlichungen stellen keine Meinungsäußerung des BMFSFJ oder des BAFzA dar. Für inhaltliche Aussagen trägt der Autor/die Autorin bzw. tragen die Autoren/die Autorinnen die Verantwortung.

Der vorliegende Text ist eine überarbeitete Version des 2017 erschienenen Beitrages von Auma, Maureen Maisha: »Rassismus«, in: Berlinghoff, Marcel (Hg.): Dossier Migration. Bundeszentrale für politische Bildung. Online unter <http://www.bpb.de/gesellschaft/migration/dossier-migration/223738/rassismus?p=all>

© Regionale Arbeitsstellen für Bildung, Integration und Demokratie (RAA) e.V.

Die RAA Berlin behält sich sämtliche Rechte auch an der Gestaltung und Struktur der Broschüre vor. Nachdruck und Vervielfältigungen sind nur mit Angabe der Quelle und vorheriger Freigabe durch die RAA Berlin gestattet. Alle Urheberrechte liegen, sofern nicht anders angegeben, bei der RAA Berlin.

ISBN:

978-3-948002-02-2

RASSISMUS:

EINE DEFINITION FÜR DIE ALLTAGSPRAXIS

Rassismus ist eine Lehre, die eine hierarchische Unterscheidung von Menschen vornimmt. Grundlage dieser Unterscheidung sind biologische Merkmale, die als wesentliche Voraussetzung für soziale und kulturelle Leistungsfähigkeit sowie für gesellschaftlichen Fortschritt gedacht werden. Mithilfe dieser Gedankenkonstruktion lassen sich Trennungen entlang einer Beteiligungsachse anordnen: Auf der einen Seite finden sich Menschen, Gruppen und Gesellschaften, die als ›überlegen‹ und infolgedessen als herrschende ›Norm‹ gelten; auf der anderen Seite finden sich Menschen, Gruppen und Gesellschaften, die als ›unterlegen‹ dargestellt und als Abweichung entworfen sind. Ein wesentlicher Grund für die Schaffung einer solchen Rangordnung sind ökonomische, materielle, kulturelle, intellektuelle und soziale Ressourcen, deren ungleiche Verteilung mit rassistischen Argumenten begründet, gerechtfertigt, kontrolliert und auf allen Ebenen des gesellschaftlichen Lebens durchgesetzt wird.

RASSISMUS ALS EINGESCHLIFFENES WAHRNEHMUNGSSYSTEM

Rassismus lenkt unsere Wahrnehmung, unsere Deutung und unsere Verarbeitung von sozialen Informationen. Rassismus als System besteht aus alltäglichen Wahrnehmungshilfen, genauer: aus *Wahrnehmungsfiltern*. Diese Filter bestimmen, wie wir soziale Gehalte einschätzen oder Situationen bewerten, wie wir auf zwischenmenschlicher Ebene agieren oder welche kollektiven Bezugnahmen für uns von Bedeutung sind. Rassismus beeinflusst und strukturiert diese Filter, denn er beruht auf sozial erlerntem und immer wieder neu hergestelltem Wissen über gesellschaftliche Gruppen und deren Angehörige. Ob diese Gruppen tatsächlich existieren, ist nicht relevant. Es geht vielmehr darum, sie eindeutig voneinander unterscheidbar zu machen, das heißt eine Differenz zu etablieren und aufrechtzuerhalten.

Dafür wird zunächst jeder Gruppe ein bestimmtes Set von Eigenschaften zugeschrieben. In einem zweiten Schritt werden dann die positiven oder negativen Eigenschaften – z.B. ›sie trinken viel‹, ›sie können gut tanzen‹, ›sie sind sparsam‹ – zum Wesen der Gruppe und ihrer Angehörigen erklärt. Die dominante Gruppe sichert sich ein Set von Eigenschaften, mit dem sie ihre Dominanzposition unterstreichen kann, während problematische Eigenschaften auf die dominierten Gruppen übertragen werden.

Die Eigenschaften der dominanten Gruppe sind meist als flexibel entworfen. Das bedeutet, sie lassen sich, je nach Bedarf, an unterschiedliche Situationen und Gegebenheiten anpassen. Handelt beispielsweise ein*e Angehörige*r der dominanten Gruppe auf eine Weise, die dem positiven Selbstbild der Gruppe widerspricht, dann rächt sich diese Handlungsweise nicht gleich für die gesamte Gruppe, sondern bleibt situationsbezogen in der Verantwortung der einzelnen Person.

Hingegen sind dominierte Positionen einer starren kollektiven Zuschreibung ausgesetzt, die sich nicht ohne Weiteres individualisieren oder zeitlich begrenzen lässt. Das wird besonders deutlich, wenn Angehörige einer dominierten Gruppe sich problematisch verhalten oder negative Eigenschaften zeigen. In dem Fall werden diese Handlungen und Eigenschaften nicht als situatives Fehlverhalten einzelner Individuen, sondern als Bestätigung für eine quasi zeitlose Unterlegenheit des Wesens der gesamten Gruppe gedeutet und dargestellt.

Durchgesetzt wird diese ungleiche Bewertungspraxis mit Hilfe von Wissensstrukturen, die ihre Wirkmacht aus einem erlernten und immer wieder neu hergestellten Wissen um Unterschiede – einem *Differenzwissen* – beziehen. Dominierte Gruppen geraten durch diese beständige negative Darstellung in eine exponierte Position, das heißt sie stehen im Blickpunkt der Aufmerksamkeit der dominanten Gruppe. Das hat verschiedene Konsequenzen, wie zum Beispiel die Notwendigkeit, sich immer wieder von den Handlungen einzelner Gruppenangehöriger abzugrenzen – ›nicht alle ... sind Terroristen‹, ›nicht alle ... sind kriminell‹, ›nicht alle ... sind fundamentalistisch‹ – oder sich gar hierfür zu entschuldigen.

Eine Berichterstattung, welche die Gruppenzugehörigkeit von Täter*innen hervorhebt, wenn diese zu dominierten Gruppen gehören oder, im Gegenzug, die Gruppenzugehörigkeit von Opfern betont, wenn sie Teil der dominanten Gruppe sind, verschärft diese Schieflage in der Wahrnehmung. Es erscheint dann so, als wären Angehörige der dominierten Gruppen häufiger kriminell. Diese immer wieder hervorgehobene Negativposition gleicht einer Brandmarkung, weshalb es Sinn macht, von *durch Rassismus markierten* oder *rassistisch markierten* Personen und Gruppen zu sprechen. Auch der Begriff der Rassifizierung und seine Anwendungen als Verb (*rassifizieren*) oder Adjektiv (*rassifiziert*) beschreiben den Prozess der rassistischen Markierung.

Rassismus lenkt unsere Wahrnehmung, unsere Deutung und unsere Verarbeitung von sozialen Informationen.

Rassismus als System besteht aus alltäglichen

Wahrnehmungshilfen, genauer: aus Wahrnehmungsfiltern.

Diese Filter bestimmen, wie wir soziale Gehalte

einschätzen oder Situationen bewerten, wie wir auf

zwischenmenschlicher Ebene agieren oder welche

kollektiven Bezugnahmen für uns von Bedeutung sind.

RASSISMUS ALS SCHUTZ FÜR DAS SELBSTBILD UND DIE GESELLSCHAFTLICHE STELLUNG DER DOMINANTEN GRUPPE

Rassismus erfüllt eine zentrale Funktion: Durch die Zuweisung von bestimmten Eigenschaftspaketen (Differenzierung) und die Festlegung auf negative Hervorhebungen (Markierung) trägt Rassismus zur Rechtfertigung einer systematischen Besserbehandlung von bestimmten Menschen und Gruppen bei. Er bildet somit ein wesentliches Fundament für die Herstellung und Aufrechterhaltung von sozialen Hierarchien.

Vor diesem Hintergrund erscheinen Aussagen und Handlungen von rassistisch unmarkierten Akteur*innen, also von Angehörigen der dominanten Gruppe, als eher neutral, harmlos oder fortschrittlich. Hingegen werden Aussagen und Handlungen von rassistisch markierten Akteur*innen, also von Angehörigen dominierter Gruppen, eher als suspekt, zwielichtig, rückschrittlich oder unangemessen gedeutet.

Was das im alltäglichen Leben bedeutet, wie rassistisches Wissen zwischenmenschliche Interaktionen prägt und welche Auswirkungen dies auf die Lebensrealitäten von rassistisch markierten Personen hat, mögen zwei sozialpsychologische Testsituationen zeigen:

Im ersten Experiment – dem Fahrraddiebstahl-Test (*Bike Theft Test*) – sollen in einem öffentlichen Park nacheinander ein weißer Akteur, ein Schwarzer Akteur und eine weiße Akteurin ein Fahrradschloss mit den gleichen Werkzeugen aufbrechen. Obwohl die drei Personen dasselbe tun, ergibt sich ein Spektrum von Reaktionen. Der junge weiße Mann wird beäugt, einige Passant*innen fragen nach. Insgesamt aber bleibt er bei seinem Vorhaben, das Fahrrad zu entwenden, relativ unbehelligt. Anders die Reaktionen beim jungen Schwarzen Mann. Sie sind sofort aggressiv und maßregelnd. Die einzelnen, zumeist weißen Parkbesucher*innen, finden sich schnell zu Gruppen zusammen. Sie versammeln sich, um über die Aktion des jungen Mannes zu sprechen, offenbar auch, um ihn aus dem Schutz der Gruppe heraus zu bedrängen. Sie mobilisieren sich gegenseitig, die Polizei anzurufen. Einige schreiten körperlich ein und versuchen den Mann daran zu hindern, weiter am Fahrradschloss zu sägen. Ganz im Gegensatz dazu wird der jungen weißen Frau fast so etwas wie Wohlwollen entgegengebracht. Sie wird gefragt, ob sie Unterstützung brauche, und obwohl sie gesteht, dass es gar nicht ihr Fahrrad sei, erklären sich vor allem männliche Parkbesucher bereit, ihr beim Schlossknacken behilflich zu sein. Es scheint so, als würde der Akt des Stehlens – ausgeführt von einer jungen weißen Frau – als harmlos und sogar belustigend wahrgenommen werden.

Im zweiten Test – dem *Projective Doll Interview* – wird eine ähnliche, durch rassistische Wahrnehmungen eingeschliffene, systematische Besserbewertung deutlich. Hier bekommen Kinder mit und Kinder ohne Rassismuserfahrung einen Bogen mit fünf gezeichneten, kindlich anmutenden Figuren vorgelegt, denen sie Eigenschaften zuordnen sollen. Die Figuren beginnen links mit einer, die als weiß zu erkennen ist, und enden rechts mit einer, die einen dunklen Hautton hat. Dazwischen finden sich noch drei Figuren mit verschiedenen Schattierungen. Die Figuren auf dem Bogen repräsentieren gesellschaftlich festgelegte, erkennbare Gruppen. Ihre jeweiligen Eigenschaften und Unterschiede (Differenzen) werden mit den Kindern in Zuordnungsfragen erschlossen, die sowohl positive als auch negative Zuschreibungen enthalten, so zum Beispiel: »Kannst Du mir das böse Kind zeigen?« »Kannst du mir das Kind zeigen, das jeder mag?«. In ihren Antworten und Deutungen verknüpfen die Kinder negative Zuschreibungen mit rassistischer Markierung. Die nahezu automatische positive Wahrnehmung weißer Subjekte ist dabei als herrschendes gesellschaftliches Wissen offenbar bereits im Kindesalter eingeprägt – und zwar nicht nur bei Kindern der dominanten Gruppe, sondern auch bei Kindern von dominierten Gruppen.

Für Angehörige der dominanten Gruppe zahlt sich Rassismus also aus: als Vermittler eines positiven Selbstbildes und als Grundlage für die positive Deutung von Handlungen weißer Akteur*innen. Weißsein bildet somit eine unsichtbar herrschende Norm und erschafft eine rassistische Normalität. In dieser Normalität müssen sich rassistisch markierte Personen und Gruppen daran gewöhnen, dass ihre Handlungen systematisch anders bewertet werden. Rassismus ist infolgedessen ein Diskriminierungsmuster.

MODERNER RASSISMUS 1:

DIE GLEICHZEITIGKEIT VON BIOLOGISTISCH BEGRÜNDETEN UNTERSCHIEDEN UND EGALITÄREN MENSCHENRECHTEN

Rassismus hat eine lang zurückreichende, äußerst komplexe Geschichte. Obwohl Vorstellungen von sozialen Hierarchien und darauf basierende Ausschlüsse in allen Gesellschaftsordnungen zu finden sind, wurzeln die Formen von Rassismus, mit der heutige Gesellschaften zu kämpfen haben, im 18. Jahrhundert in der Zeit der Aufklärung. Das mag verwundern, erscheint doch die Aufklärung als Epoche, in der Grundwerte wie Freiheit, Gleichheit, Demokratie und Menschenwürde postuliert wurden.

Menschen- und Bürgerrechte galten jedoch nicht für alle. Sowohl mithilfe von ›Rassen‹theorien als auch mithilfe von Weiblichkeitstheorien unternahmen weiße Männer in den Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaften den Versuch, unterlegene Gruppen und Gesellschaften zu erschaffen. Dazu war es notwendig, ihre eigene, vermeintlich ›natürliche‹ Überlegenheit herauszustellen und so ihren als allgemein gültig verstandenen Anspruch auf Führung, Erziehung und Zivilisierung zu begründen. Alles in allem stellte dies eine wesentliche Grundlage dar, um nicht nur die eigenen westlichen, sondern auch andere Gesellschaften außerhalb des europäischen Kontinents ökonomisch auszubeuten sowie sozial und kulturell zu dominieren.

Rassistisch und sexistisch begründete Systeme von Ungleichheit sind demnach keine Nebenprodukte von irgendwelchen ›ungünstigen‹ Entwicklungen, sondern die eigentlichen Säulen unserer modernen Gesellschaftsordnung. Sie können als Kehrseite der Gleichheitsideologie der Aufklärung verstanden werden.

›KULTUR‹ ALS PLATZHALTER FÜR ›RASSE‹

Die seit der Zeit der Aufklärung bis ins 20. Jahrhundert vorherrschende Idee, Menschen ließen sich nach biologischen Kriterien in klar voneinander abgegrenzte ›Rassen‹ unterteilen, wurde wissenschaftlich konsequent zurückgewiesen. Damit hat sich aber das Aussagesystem des Rassismus keineswegs erübrigt. Tatsächlich hat sich der Gegenstand rassistischer Markierung lediglich verschoben: Heute wird nur noch selten mit biologisch begründeten Unterschieden oder gar mit dem Begriff ›Rasse‹ argumentiert. Stattdessen wird der Begriff der ›Kultur‹ bemüht, um Differenzen herzustellen, herauszustellen und festzuschreiben.

Kulturelle Differenzen unterliegen ebenfalls einem Ranking, und auch sie werden hergestellt, indem das der dominanten Kultur zugeschriebene Set von Eigenschaften den obersten Platz in der Rangordnung einnimmt. All jene Eigenschaftspakete, die rassistisch markierten Kulturen zugeschrieben werden, sind dagegen in untergeordneten Positionen zu finden. Die ›Kultur‹ von Menschen gilt nunmehr als kollektives Wesensmerkmal, als Sozialcharakter. Aspekte kultureller Identität – wie beispielsweise Sprache, Kleidung oder Auftreten – geraten in den Fokus der Aufmerksamkeit und werden zum neuen Unterscheidungskriterium gemacht. Sie gelten jetzt als Zeichen der Unterlegenheit. Nicht die biologisch begründeten Unterschiede, sondern die Kulturdifferenz wird zur neuen Konfliktlinie. Sie kennzeichnet einen vermeintlich neuen, tatsächlich aber altbekannten rassistischen Ort, an dem soziale Grenzziehungen vorgenommen und soziale Hierarchien hergestellt werden.

Kulturrassismus basiert auf Vorstellungen einer Unvereinbarkeit gesellschaftlicher Gruppen, die als kulturell unterschiedlich gedacht und entsprechend konstruiert werden. Es geht also nicht darum, eine gleichberechtigte Vielfalt kultureller Lebenskonzeptionen zu fördern oder für deren gleichberechtigte Koexistenz einzustehen. Es geht vielmehr darum, ›Kultur‹ als unterscheidende Kennzeichnung – als *Differenzmarkierung* – fest zu schreiben, um auf diese Weise eine Grenze herzustellen oder soziale Rangordnungen wirksam werden zu lassen.

Kulturelle Praxisformen – dazu gehören z.B. religiöse Praktiken, Formen der Erziehung, Kleidungsstile oder Geschlechterarrangements – werden als unvereinbare, mit Mängeln und Defiziten behaftete Gegensätze zur dominanten Kultur entworfen. Auf diese Weise entsteht eine kulturelle Vormachtstellung mit der dominanten Kultur an der Spitze. Eine solche Hegemonie stärkt und schützt wiederum das positive Selbstbild der Angehörigen der Dominanzkultur, deren Handlungsweisen wohlwollender ausgelegt und deren Fehlritte nicht folgenreich auf die Gesamtheit ihrer Gruppe als Negativeigenschaft projiziert werden. Kulturrassistisch markierte Akteur*innen werden dagegen als eine nicht-integrationsfähige Belastung für die Dominanzgesellschaft dargestellt.

Konkrete und nach wie vor verhängnisvolle Beispiele dieser kulturalisierenden Dominanzperspektive – also einer Perspektive, die auf einer verengten Wahrnehmung und stereotypen Auslegung von negativ vorgefassten kulturellen Unterschieden basiert – sind die Leitkulturdebatte des Jahres 2000, ausgelöst durch den CDU-Politiker Friedrich Merz, sowie die Thesen des ehemaligen SPD-Politikers Thilo Sarrazin aus dem Jahr 2010.

Die systematische Schlechterbewertung von rassistisch markierten sozialen Gruppen und Akteur*innen beschränkt sich nicht nur auf die Abwertung oder Ausblendung von einer dazugehörigen Geschichte, von historischen und kulturellen Leistungen oder gesellschaftspolitischen Beiträgen. Sie birgt auch folgenreiche alltagsweltliche Einschränkungen, da sich diese Diskriminierungsmuster konkret und unmittelbar auf die Chancenstruktur der entsprechenden Menschen und Gruppen auswirken. Zu gängigen kulturalisierenden Praxisformen des Alltags gehören beispielsweise rassistische Türpolitiken. Seit langem verweigern zahlreiche Clubs und Diskotheken rassistisch markierten Männern den Zutritt. Der Ausschluss erfolgt nicht auf der Grundlage einer individuellen Prüfung, sondern basiert auf der Zuschreibung eines negativen Eigenschaftssets einer gesamten Gruppe als potentiell ›kriminell‹, ›hypersexuell‹ und ›gewalttätig‹. Eine derartige Differenzmarkierung ist für die Wahrnehmung von Schwarzen Männern und Männern of Color sowie die Möglichkeiten ihrer selbstbestimmten Freizeitgestaltung in öffentlichen Räumen äußerst folgenreich.

Kulturalisierende Argumentationsmuster sind ebenfalls Grundlage für die Wahrnehmung von weiblichen Beschäftigten, die eine Kopfbedeckung, genauer: ein Kopftuch tragen. Ihre Arbeitsmarktsituation ist darüber hinaus von einer deutlichen Doppelmoral geprägt. Während es offenbar keine Störung darstellt, wenn Beschäftigte des Reinigungspersonals eine Kopfbedeckung tragen, wird es hingegen als höchst bedenklich aufgefasst, sobald dies Beschäftigte in einflussreichen Positionen tun. Dann gilt eine solche Entscheidung als ›gesellschaftliches Problem‹, als eine nicht hinnehmbare kulturelle Differenz. Auch diese Wahrnehmung basiert auf der Zuschreibung eines negativen Eigenschaftssets, das als Differenzmarkierung ebenfalls für eine gesamte Gruppe – in diesem Falle ›muslimisch‹ markierte Frauen – zum Tragen kommt: Die entsprechenden Personen werden als potentiell passiv, fundamentalistisch, rückständig und unterdrückt dargestellt. Dass damit die systematische Zugangsverweigerung zu einem einflussreichen Segment des Arbeitsmarktes einhergeht, wirkt sich negativ auf die Chancenstruktur von kulturrassistisch markierten Akteurinnen aus.

Ein weiteres verbreitetes Beispiel sind Namen, die als Hinweis auf einen ›Migrationshintergrund‹ gelesen werden. In diversen Untersuchungen wurde immer wieder nachgewiesen, dass eine damit wechselwirkende kulturalistische Wahrnehmung, Einordnung und Markierung zu Benachteiligungen in Bewerbungs- und Auswahlverfahren, aber auch auf dem Wohnungsmarkt führt.

Kulturrassistische Markierungen schränken die Arbeits-, Ausbildungs- und Wohnmöglichkeiten von dominierten Menschen und Gruppen faktisch ein und beeinflussen damit direkt die jeweiligen Lebens- und Alltagswelten. Die genannten Beispiele verdeutlichen, wie die systematische negative Überbetonung der Differenzgröße ›Kultur‹ kulturrassistisch markierte ›Andere‹ hervorbringt, was wiederum die gesellschaftliche Ungleichbehandlung der entsprechenden Akteur*innen zur Folge hat.

**In gleichstellungsorientierten
Gesellschaften ist Rassismus
schwer zu diskutieren, weil er
als unrecht und illegitim gilt. Er
wird in öffentlichen Debatten
daher oft durch Ausweichbegriffe
wie z.B. ›Fremdenfeindlichkeit‹,
›Ausländerfeindlichkeit‹,
›Xenophobie‹ oder
›Ethnozentrismus‹ ersetzt.**

Rassismus kann als eine Infrastruktur, als tragender gesellschaftlicher Unterbau, als ein komplexes System verstanden werden. Als solches gewinnt er seine Stabilität aus einem vielschichtigen Ineinandergreifen von Wahrnehmungen und Handlungen, die für bestimmte gesellschaftliche Akteure ›Sinn‹ ergeben (soziale Praxis), von Ungleichheiten, die auf unterschiedlichen gesellschaftlichen Ebenen verankert werden (soziale Strukturen) und von Bildern, mit denen hierarchisierte Differenz immer neu produziert wird (symbolische Ordnung).

Rassismus ist nicht umkehrbar. Soziale oder kulturelle Experimente, in denen die dominante Herstellung von Differenz einfach umgekehrt wird, mögen zwar aufschlussreich sein, um die Mechanismen von rassistischer Markierung nachzuvollziehen. Sie bleiben jedoch Einzelversuche und können sich nicht als kollektives ›rassistisches‹ Wissen durchsetzen, da ihnen die dafür notwendige strukturelle und institutionelle Verankerung fehlt. Aus diesem Grund ist Rassismus also auch kein individuelles Vorurteil oder eine persönliche Meinung, sondern er drückt gesellschaftliche Verhältnisse und die darin innewohnenden sozialen Machtbeziehungen aus. Rassismus kann sich nicht unabhängig von gesellschaftlichen Machtstrukturen äußern, denn er ist immer auf einen Verstärkungsraum angewiesen: auf die Einheit von Wissen und Institution.

In gleichstellungsorientierten Gesellschaften ist Rassismus schwer zu diskutieren, weil er als unrecht und illegitim gilt. Er wird in öffentlichen Debatten daher oft durch Ausweichbegriffe wie z.B. ›Fremdenfeindlichkeit‹, ›Ausländerfeindlichkeit‹, ›Xenophobie‹ oder ›Ethnozentrismus‹ ersetzt. Diese Begriffe haben problematische Entstehungsgeschichten und einen wertenden Bedeutungsgehalt. Viel wichtiger aber ist, dass sie eine Art ›Ablenkfunktion‹ erfüllen und deshalb zu kurz greifen. Für eine Thematisierung von komplexen Machtdimensionen und Dominanzbeziehungen sind sie nicht geeignet. Vor allem aber geben sie keine Antwort auf die Frage, wer davon in welcher Weise profitiert.

Mit dem Begriffsfeld Rassismus lassen sich hingegen sowohl größere gesellschaftliche Verständnisrahmen und Ausgangsbedingungen als auch spezifische Formen der rassistischen Diskriminierung z. B. gegen Schwarze Menschen, gegen Juden* und Jüdinnen*, gegen Sinti und Roma oder gegen muslimische oder als muslimisch wahrgenommene Menschen erfassen und analysieren. Auch wenn sie in unterschiedlichen Erscheinungsformen auftreten, basieren alle diese Rassismen auf verwandten Prozessen der Erfindung und Herstellung von Differenz, der Markierung von Differenz und schließlich der Hierarchisierung von Differenz. Damit erfüllen alle diese Rassismen ihre eigentliche und wesentliche Funktion: die Ziehung sozialer Grenzen.

LITERATUR

Arndt, Susan (2011): »Rassismus«. In: Arndt, Susan / Ofuatey-Alazard, Nadja (Hg.): Wie Rassismus aus Wörtern spricht, (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein Kritisches Nachschlagewerk. Münster: Unrast. S. 37-43.

Balibar, Etienne / Wallerstein, Emanuel (1990): Rasse, Klasse, Nation. Ambivalente Identitäten. Hamburg: Argument.

Barskanmaz, Cengiz (2009): »Intersektionalität und das Antidiskriminierungsrecht«. In: GLADT e. V. (Hg.): Mehrfachzugehörigkeit und Mehrfachdiskriminierung. Dokumentation der Veranstaltung im Rahmen der Reihe Crosskultur 2009 zwischen dem Internationalen Tag der Toleranz (16. November) und dem Internationalen Tag der Migrant_innen (18. Dezember). Berlin: Selbstverlag S. 4-6. Online unter <https://queeramnesty.ch/wp-content/uploads/2009/12/Mehrfachdiskriminierung.pdf>.

Farr, Arnold (2005): »Wie Weißsein sichtbar wird. Aufklärungsrassismus und die Struktur eines rassifizierten Bewusstseins«. In: Eggers, Maureen Maisha / Kilomba, Grada / Piesche, Peggy / Arndt, Susan (Hg.): Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster: Unrast, S. 40-55.

Kalpaka, Annita (2005): »Pädagogische Professionalität in der Kulturalisierungsfalle – Über den Umgang mit ›Kultur‹ in Verhältnissen von Differenz und Dominanz«. In: Leiprecht, Rudolf / Kerber, Anne (Hg.): Schule in der Einwanderungsgesellschaft. Ein Handbuch. Schwalbach/Ts.: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 387-403.

Mills, Charles Wade (1999): The Racial Contract. Ithaca: Cornell UP.

Morrison, Toni (1992): Playing in the Dark. Whiteness and the Literary Imagination. Cambridge, MA: Harvard UP.

Rommelspacher, Birgit (2011): »Was ist eigentlich Rassismus?«. In: Mecheril, Paul / Melter, Claus (Hg.). Rassismuskritik. Band 1: Rassismustheorie und -forschung. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag, S. 25-38.

Terkessidis, Mark (1998): Psychologie des Rassismus. Opladen: Westdeutscher Verlag.

Wachendorfer, Ursula (2001): »Weiß-Sein in Deutschland. Zur Unsichtbarkeit einer herrschenden Normalität«. In: Arndt, Susan (Hg.): AfrikaBilder. Studien zu Rassismus in Deutschland. Münster: Unrast, S. 87-101.

INTERNETQUELLEN (HYPERLINKS):

Bike Theft Experiment im Rahmen der Sendung What Would You Do? des US-amerikanischen Senders abc; Sendung vom 7. Mai 2010. Online unter: <http://visual.pearsoncmg.com/mypsychlabsocial/index.php?episode=episode6&clip=1&tab=intro>.

Zuschnitt des Projective Doll Interview in verschiedenen nationalen Kontexten. Online unter: https://www.youtube.com/watch?feature=player_embedded&v=tkpUyB2xgTM.

PUBLIKATIONSREIHE DER RAA BERLIN ZUR DIVERSITÄTSORIENTIERTEN ORGANISATIONSENTWICKLUNG



In dieser Reihe erscheinen Texte, die auf unterschiedliche Art und Weise Grundlagen für eine diskriminierungskritische, diversitätsorientierte Arbeit anbieten.

Bisher erschienen:

Diversitätsorientierte Organisationsentwicklung:

Ein Handlungsansatz der RAA Berlin

Diversity-Oriented Organisational Development:

Guidelines for Action by RAA Berlin

Eine Publikation in Zusammenarbeit mit
der Bundesarbeitsgemeinschaft der RAA



In Kooperation mit AKOMA
Bildung & Kultur



Die Erstellung dieser Publikation wurde vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend im Rahmen des Bundesprogramms „Demokratie leben!“ und von der Freudenberg Stiftung gefördert.

Gefördert vom

im Rahmen des Bundesprogramms



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Demokratie *leben!*

FREUDENBERG
STIFTUNG

